Arbeitsintegration

Raus aus der Sackgasse

Bloss keine IV-Rente: wie junge Menschen mit psychischen Problemen den Berufseinstieg geschafft haben.

Text: Daniel Benz und Birthe Homann Fotos: Joël Hunn und Samuel Schalch

«Es ist nie zu spät, mit einer Lehre zu beginnen.»

Florian H., 21

«Die psychische Gesundheit der Jugend ist einer der grössten Brennpunkte unserer Gesellschaft.» Es werde massiv unterschätzt, welche Welle da anrolle. «Dieses Pulverfass wird in den nächsten Jahren explodieren.» Das sagt Thomas Ihde, bis vor kurzem Präsident der Stiftung Pro Mente Sana. Sein Warnruf kommt nicht von ungefähr. Er sieht die problematische Entwicklung der letzten Jahre. Die Kinder- und Jugendpsychiatrie sei früher ein Randgebiet gewesen, jetzt wachse dieser Bereich exponentiell. «Der Anteil Jugendlicher, deren Ausbildungsfähigkeit krankheitsbedingt nicht mehr gegeben ist, steigt rasant an», sagt Ihde, Psychiatrie-Chefarzt des Spitalzentrums FMI im Berner Oberland. Einer der Gründe: «Unser Lebensumfeld ist enorm kopflastig geworden, gerade auch in der Berufswelt.»

Abschluss ist «matchentscheidend»

Die Auswirkungen auf das Rentensystem sind bereits sichtbar. So hat sich etwa im Kanton Zürich die Zahl der IV-Neurentner unter 25 in den letzten zehn Jahren beinahe verdoppelt; in zwei Dritteln der Fälle aufgrund einer psychischen Diagnose. Die nationale IV-Stellen-Konferenz geht davon aus, dass die Zahlen in der ganzen Schweiz ansteigen. In der IV-Sprache figurieren viele der jungen Neurentner unter der Formel «Versicherte ohne Erwerbsbiografie».

Damit vulnerable Jugendliche nicht von vornherein in diese Spur geraten, findet Ihde den Abschluss einer Erstausbildung «matchentscheidend». Die Schweiz müsse mehr in die Arbeitsintegration von Jungen investieren. Um frühe Renten zu verhindern und darüber hinaus: «Jugendliche ohne Abschluss haben für ihr späteres Leben in allen gesundheitlichen und sozialen Indikatoren einen riesigen Nachteil.»

Florian

«Mein Leben kommt mir manchmal vor wie ein B-Movie – aber mit Happy End»

Florian lernt Fleischfachmann in einer Metzgerei in Zürich-Nord, er ist im ersten Lehrjahr. Später möchte er ein eigenes Geschäft aufmachen, «Fusion-Kitchen, schweizerisch-japanisch». Der grossgewachsene Mann schiebt sein schwarzes Cap in den Nacken. Seinen Nachnamen möchte der 21-Jährige nicht nennen.

Florians Weg verlief alles andere als geradlinig. Dass er heute eine Lehre macht, täglich um sechs Uhr früh im Laden steht und gute Noten in der Berufsschule schreibt: «Ein kleines Wunder.» Geschafft habe er das nur, weil er sich irgendwann Unterstützung geholt hat. «Man muss so viel Hilfe annehmen, wie man kann», sagt er.

Florian ist 13, als sein Vater wegen «Kleinkriminalität» für mehrere Monate ins Gefängnis muss. Seine Mutter ist suchtkrank, immer wieder ist sie in der Klinik. Die Eltern trennen sich später, Florian wohnt beim Vater in einem Wohnwagen. Schon als Kind wurde bei ihm ADHS diagnostiziert, er kann kaum still sitzen, hat immer 20 Ideen gleichzeitig. Er besucht eine heilpädagogische Schule, später ein Internat. Die Grosseltern unterstützen ihn.

Seine erste Lehre als Galvaniker bricht er ab. Arbeitet danach temporär als Gärtner, Bühnenbauer und Barkeeper. Sein Hobby ist das Downhill-Skateboarding. Als sein bester Freund bei einem Rennen in Graubünden nach einem Zusammenstoss mit einem Auto stirbt, verliert Florian den Boden unter den Füssen. Er hat den Horrorunfall aus nächster Distanz miterlebt. Später wird bei ihm deswegen eine posttraumatische Belastungsstörung diagnostiziert.

Florian taumelt durchs Leben, verschuldet sich, verliert sich in der Technoszene. Irgendwann merkt er: So gehts nicht weiter. Er findet Hilfe bei der Berufsberatung, meldet sich bei der IV an, bekommt einen Jobcoach, der ihm bei der Suche nach einem Ausbildungsplatz hilft. Zuerst arbeitet er fast ein Jahr als Koch im zweiten Arbeitsmarkt. «Das war das Beste, was mir passieren konnte», sagt er heute. In diesem Jahr habe er gelernt, wieder zu funktionieren, rechtzeitig aufzustehen, Verantwortung zu übernehmen. Er geht regelmässig zur Therapie.

Dann findet er seine Lehrstelle als Metzger. Die IV unterstützt ihn weiterhin, er wohnt in einer WG. «Es ist nie zu spät, mit einer Lehre zu beginnen», findet er. Und sich Hilfe zu holen. Auch heute noch hat er ein enges Netz um sich und sagt: «Mein Leben kommt mir manchmal vor wie ein B-Movie – aber mit Happy End.»

Bloss keine Rente! Florians Fazit ist ganz im Sinn von Martin Schilt, dem Präsidenten der IV-Stellen-Konferenz. Diese machte im Sommer mit ihrer Forderung Schlagzeilen, keine Renten mehr an unter 30-Jährige auszurichten.

Eine Rente sei «fast immer eine Einbahnstrasse», begründet Schilt. Stattdessen müsse man den jungen Menschen berufliche Perspektiven bieten. Dazu müssten Schulen, Behandelnde und IV-Stellen enger zusammenarbeiten. «Um den Anstieg der Neurenten zu bremsen, müssen die Ursachen für die Zunahme der psychischen Erkrankungen interdisziplinär erforscht werden.» Auch müsse der Leistungskatalog der IV erweitert werden. Heisst: Es

braucht eine breitere Palette von Eingliederungsinstrumenten.

Die Politik reagiert

Genau das ist der Kern der nächsten Revision der Invalidenversicherung. Sie zielt auf eine verstärkte individuelle Unterstützung von Jugendlichen mit psychischen Beeinträchtigungen. Dies soll verhindern, dass Betroffenen zu rasch eine Rente zugesprochen wird. Im ersten Quartal dieses Jahres sollen erste Massnahmen auf den Verhandlungstisch kommen.

Für Psychiater Ihde stimmt die Richtung in der Politik. Aber er warnt davor, Berentungen zu verteufeln oder dafür gar ein Mindestalter zu definieren. Das erzeuge einen Druck, der kontraproduktiv sei: «Junge Menschen mit schweren psychischen Beeinträchtigungen sind auf diese soziale und finanzielle Absicherung angewiesen.» Doch wer arbeiten könne, solle dies, wenn immer möglich, tun – und wolle das auch. «In Befragungen ist hundertfach belegt: Was sich psychisch angeschlagene Menschen am meisten wünschen, ist ein Job im ersten Arbeitsmarkt.» Das sorge für Stabilität und Selbstwert. «Das ist genau das, was man in dieser Situation braucht.»

Samira Casutt

«Wenn ich Vertrauen spüre, bringe ich Leistung»

Samira Casutt steht nach vielen Umwegen an der Schwelle zum ersten Arbeitsmarkt. «Social Media, das ist mein Ding», sagt die 23-Jährige aus dem Zürcher Oberland. Seit August kann sie in einem Start-up Kundenprojekte umsetzen – in einem von der IV finanzierten Arbeitsversuch. Casutt erhält für ihr 60-Prozent-Pensum ein Taggeld. Aber Geld ist im Moment nicht so wichtig. Was mehr zählt: Wohlbefinden. Sie habe hier eine Arbeit, die zu ihr passe, sagt sie. Im Betrieb fühlt sie sich akzeptiert und unterstützt. «Und wenn ich Vertrauen spüre, kann ich meine Leistung bringen.»

So rosig sah es nicht immer aus. Casutts bisheriger Weg in der Berufswelt: hinfallen und sich wieder aufrappeln. Am Anfang steht eine Tragödie. Kurz bevor die Lehre im Detailhandel beginnt, stirbt ihre Mutter. «Ab da habe ich nicht mehr richtig funktioniert.» Die Fehlzeiten im Lehrbetrieb häufen sich – bis es nicht mehr geht. 2018 tritt der Teenager in eine psychiatrische Klinik ein. Diagnose: depressive Episode.

Es ist der erste von drei Klinikaufenthalten. Weitere gesundheitliche Störungen kommen hinzu, Magersucht und eine soziale Phobie. Dazwischen verkriecht sich die junge Frau monatelang zu Hause in der Wohnung ihres Vaters. Ohne Plan, ohne Struktur, ohne Antrieb.

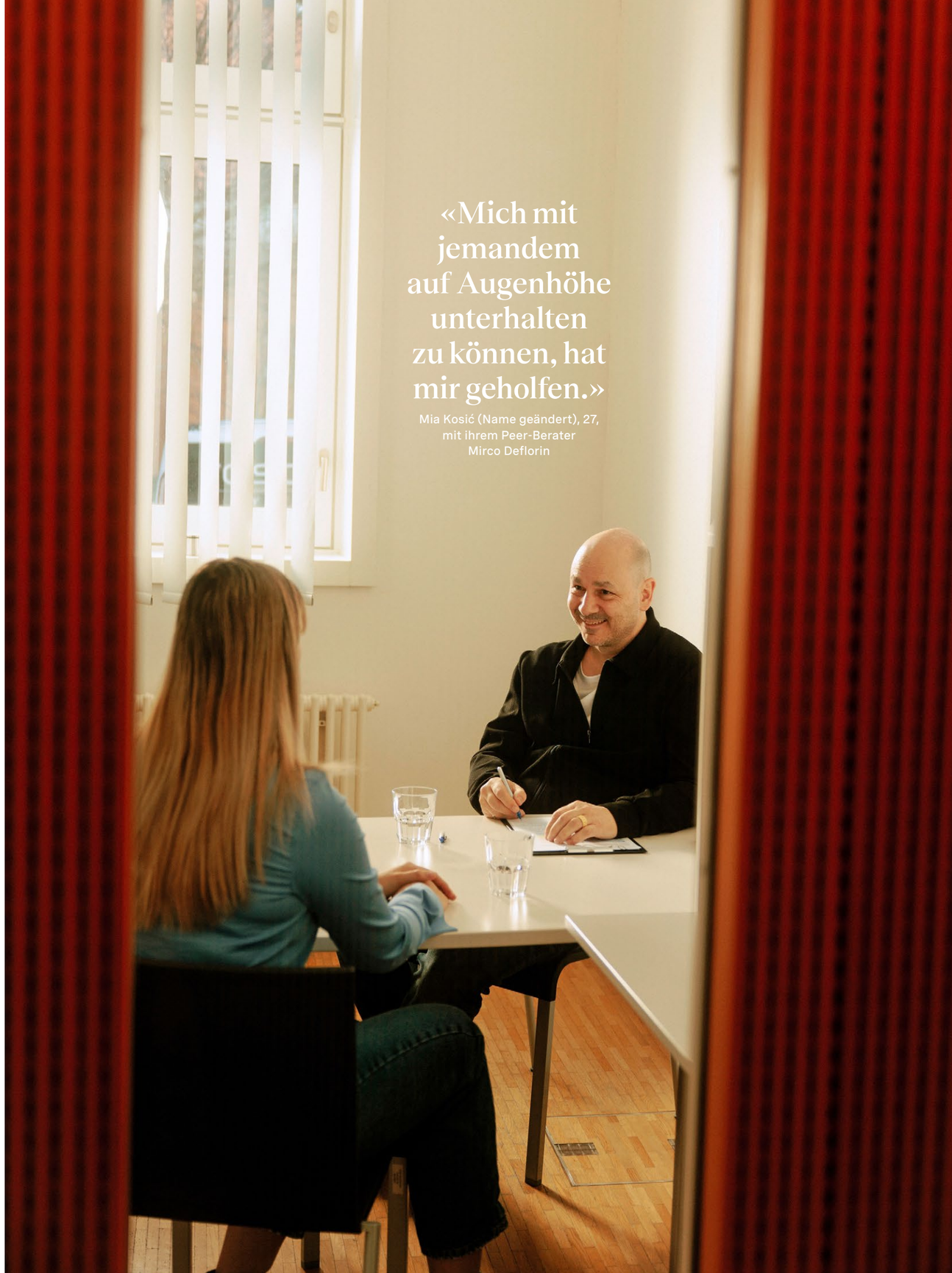
Letzterer wird durch ein Arbeitsintegrationsprogramm der IV neu entfacht. Während neun Monaten festigt Casutt in einer Werkstatt ihre Belastbarkeit. Die Arbeit mit Holz macht ihr Freude – das Wohlbefinden kehrt zurück. Mit 19 nimmt sie in einer Stiftung im zweiten Arbeitsmarkt einen neuen Anlauf zu einer Lehre. Diesmal KV, wenn auch etwas contre cœur. Manchmal rumpelt es ein bisschen, denn die psychischen Probleme sind bis heute nicht einfach weg. Zwischendurch habe sie «einen Abtaucher», sagt sie. Dann schafft sie es nicht aus dem Haus. Doch sie beisst sich zweieinhalb Jahre durch. Dann, wenige Monate vor dem Lehrabschluss, bricht der Ausbildungsbetrieb die Lehre ab. «Nicht ausbildungsfähig», so das harte Urteil – trotz einem Notenschnitt von 5,8.

Erneut sind Stehaufqualitäten gefragt. Die Berufsberaterin von der IV findet einen anderen Ort, um die Berufsausbildung zu beenden. Es klappt: Letzten Sommer gelingt Samira Casutt der Lehrabschluss. Dazu beigetragen haben wiederum sogenannt weiche Faktoren. «Reiss dich mal zusammen», das habe sie früher oft zu hören bekommen, erzählt sie. «Hier hiess es: ‹Du schaffst das, wir glauben an dich.›»

Casutts Arbeitsversuch in der Webagentur, der nächste Schritt ins Berufsleben, dauert noch bis ins Frühjahr. Wenn sie sich bewährt, bekommt sie hier einen Job – eine richtige Festanstellung. «Dafür gebe ich, was ich kann.»

Nicht geradlinige Ausbildungswege wie denjenigen von Casutt kennt Nicole Bussmann gut. Sie ist Jobcoach und Geschäftsleiterin der Berufsbildneria, einer Zürcher Firma, die mit der IV zusammenarbeitet und Jugendliche fit für den Berufseinstieg macht. Rund 660 Junge hat sie schon gecoacht, die Eingliederungsquote liegt bei rund 70 Prozent. Eine Erfolgsstory. «70 bis 80 Prozent unserer Kundinnen und Kunden haben psychische Probleme», sagt Bussmann. Vor 13 Jahren, als sie die Firma gründete, seien es noch 40 bis 50 Prozent gewesen. Die Teenager kämen mit Ängsten, ADHS, Autismus-Spektrum-Störungen, Bipolarität, Depressionen oder Persönlichkeitsstörungen zu ihr.

Die Zunahme der Diagnosen habe mehrere Ursachen, so Bussmann. Daher wandte sie sich mit dem Projekt Connect vor drei Jahren an die Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie des Kantons Zürich. Ziel: eine bessere und frühere Zusammenarbeit zwischen den psychiatrischen Einrichtungen und Fachleuten der IV sowie den betroffenen Jugendlichen und Eltern. Und: eine Hinwendung zum ersten Arbeitsmarkt. «In der Jugendpsychiatrie wurde viel zu rasch eine Ausbildung im geschützten



Arbeitsmarkt angedacht.» Erste Kontakte zu den Jugendlichen werden nun schon in der Klinik gemacht: «Die Berufsintegration ist Bestandteil des Gesundwerdens und unterstützt die Heilung», sagt Bussmann. Weitere Institutionen wie die Clienia, eine Klinikgruppe für Psychiatrie, und die Integrierte Psychiatrie Winterthur übernahmen das Pioniermodell.

Die Idee von Connect schliesst beim grundsätzlichen Systemproblem an: Die verschiedenen Player kommunizieren zu wenig miteinander, jeder schaut für sich. Das ändert sich nun langsam, ins starre System kommt Bewegung.

Die Palette von Instrumenten wird breiter

Auch Riva setzt bei der besseren Vernetzung an. Die Plattform ist ein Informations- und Beratungsangebot, das sich ans direkte Umfeld von Betroffenen richtet – Eltern, Lehrpersonen, Berufsbildner. 2024 wurden 300 Gespräche darüber geführt. Das ist dringend nötig: Laut einer Studie des Zentrums Arbeit und psychische Gesundheit (Workmed) kämpfen rund 60 Prozent der Lernenden mit psychischen Problemen.

Ein anderer innovativer Ansatz ist die Peer-Beratung als Unterstützung für die berufliche Integration. Vorreiterin ist die IV Graubünden. Peers sind Menschen mit eigener Erfahrung in psychischer Erkrankung und Genesung. Sie bringen ihr persönliches Wissen mit und unterstützen Betroffene auf ihrem Heilungsweg.

Mia Kosić

«Herr Deflorin tut mir gut»

Mia Kosić ist 27 Jahre alt, verheiratet und Mutter eines Kleinkinds. Sie wächst in Chur auf, ihre Eltern leben seit langem wieder in ihrer alten Heimat Serbien. Kosić heisst eigentlich anders, sie möchte aus Rücksicht auf ihr Kind nicht mit echtem Namen erscheinen. Vor zwei Jahren erlitt sie eine schwere Erschöpfungsdepression.

Mia Kosić ist ehrgeizig und eine Workaholic. Nach Abschluss der kaufmännischen Lehre findet sie eine Stelle in einer Marketingagentur. Sie bildet sich abends und an den Wochenenden weiter, schliesst die mehrjährige Ausbildung mit sehr guten Noten ab. Sie übernimmt mehr Verantwortung in der Firma. Für die Kunden ist sie immer erreichbar, sogar in den Ferien.

Dann wird sie unerwartet schwanger und muss wegen Komplikationen ins Spital. Aber statt sich Gedanken um ihre Gesundheit und ihr Baby zu machen, sorgt sie sich nur ums Geschäft. Eine Woche nach der Geburt arbeitet sie schon wieder. Doch es kommt zu Umstrukturierungen in der Firma, der neue Chef stuft sie herab. Kurz darauf bricht sie zusammen. «Ich heulte nur noch. Unkontrollierbar.» Sie hat Panikattacken, «jeder Tag war ein Überlebenskampf». Ihre Hausärztin schreibt sie krank und überweist sie an eine Psychiaterin. Kosić hat den Leistungsgedanken verinnerlicht – nicht mehr arbeiten zu können, macht sie fertig. Sie ist hochgradig depressiv, kann morgens nicht aufstehen, nicht für ihr Kind sorgen. Dieser Zustand dauert monatelang an. Mit Hilfe ihrer Ärztin meldet sie sich bei der IV an.

Ihre dortige Sachbearbeiterin macht sie auf das Peer-Angebot aufmerksam. Als zusätzliche Hilfestellung, um wieder Halt zu bekommen. Ihr Peer-Berater ist Mirco Deflorin, der 49-Jährige hat selber Erfahrung mit Depression. Er arbeitet seit acht Jahren als Peer und seit zwei Jahren bei der IV-Stelle Graubünden. Am Anfang trifft er Kosić wöchentlich. Der Austausch tut ihr gut: «Mich mit jemandem auf Augenhöhe unterhalten zu können, hat mir geholfen.» Mirco Deflorin wisse, wie es sich anfühle, keinen Antrieb mehr zu haben. Er hilft ihr mit kleinen Tipps für den Alltag. Gibt ihr Denkanstösse. «Mein Mann fragt mich immer wieder: ‹Konntest du heute wieder profitieren?›» Nach den Treffen gehe es ihr jeweils besser. «Herr Deflorin tut mir gut.»

Im Oktober hat Kosić mit einem Aufbautraining in einer Werbefirma begonnen. Zuerst mit einem Tag pro Woche. Ziel sei, nach sechs Monaten auf 60 Prozent zu kommen. «Das ist für mich realistisch mit einem Kleinkind», sagt sie. Hätte ihr Mann nicht immer hinter ihr gestanden, hätte sie es nicht geschafft, meint sie. Mirco Deflorin nickt – er ist stolz, dass Mia Kosić sich jetzt besser einschätzen kann. Und sich nicht mehr nur über ihre Arbeitsleistung definiert.

Mia Kosić wäre kaum an diesem Punkt, hätte sie nicht auf Vertraute wie ihren Mann zählen können, die ihr in schwierigen Phasen den Rücken stärken (siehe rechte Seite). Welche Bedeutung die Angehörigen für Menschen mit psychischen Erkrankungen haben, zeigt eine Untersuchung der Organisation Stand by You von 2024. Eine zentrale Aussage: Zwei von drei Betroffenen müssten ohne die Unterstützung aus ihrem Umfeld zusätzliche professionelle Hilfe in Anspruch nehmen.

«Angehörige sind systemrelevant», sagt Christian Pfister, Co-Präsident von Stand by You. «Denn sie entlasten ein System, das selber in einer Krise steckt, ganz wesentlich.» Gemäss der Studie sind in der Schweiz 2,1 Millionen Personen in der Rolle von Angehörigen, die ihren erkrankten Liebsten auf persönlicher Ebene beistehen und damit oft an ihre eigenen Grenzen stossen. Pfisters Fazit: «Dieses Problem ist zu gross, als dass es die Profis allein lösen könnten. Es braucht die ganze Gesellschaft.» ■